



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Deutschtum und Schweiz

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

namentlich in dem erst kürzlich veröffentlichten Mädchentagebuch entgentritt! Sie erscheint frühzeitig altflug, dazu sentimental-melancholisch und vor allem leidenschaftlich heftig, darin eben dem Wesen Lenaus aufs engste verwandt. Deshalb findet sie auch nicht die Kraft, dem leidenschaftlichen Ansturm des geliebten Mannes Widerstand entgegenzusetzen und wie Lotte Mäßigung ins heiße Blut ihres Dichters zu tropfen. Aber auch Goethe kämpft trotz der stoßweisen Durchbrüche seiner Leidenschaft mit mehr Glück gegen sie an als Lenau, der dem Sturm sein Herz ohne allen Rückhalt aufstut und auf höchster See fährt, wo sich kein Anker werfen läßt. So versucht Goethe z. B. das Andenken an Lotte wegzuhalten und ihr Bild nicht allzu lebhaft werden zu lassen. Die allmählich zunehmende Liebe macht ihn still und gestittigt. Bei Lenau dagegen ist die Liebe gleich in ihrer ganzen Leidenschaft erwacht, er verirrt sich in ihr unentwirrbares Labyrinth und stößt auf die eiserne Schranke der Pflicht, die er nicht durchbrechen kann und will. Weil sich seine Gedanken und Gefühle immer um den einen Punkt, seine Liebe, konzentrieren, wird er unruhig, ein Sehnsuchtsfieber schüttelt ihn in der Ferne, er hat keinen Sinn mehr für seinen Liebling, den holden Lenz, keinen Sinn mehr für seine Freunde. Er wird unliebenswürdig gegen sie, ja überhaupt ungerecht gegen die Menschen. Goethe dagegen nimmt die Menschen, wie sie sind; ihm wird es leicht, mit ihnen zu handeln, da er in Folge der Liebe, die ihn in Anspruch nimmt, mit ihnen nicht umzugehen braucht.



Deutschtum und Schweiz



Im Jahre 1841 schrieb ein Züricher, namens Drelli*), in der Vorrede eines Buches: „Und mit diesem kleinen Denkmale erfülle ich eine heilige Pflicht gegen meine Nation, die deutsche; denn in allem Geistigen, Wissenschaftlichen, Künstlerischen bildet Deutschland und die deutsche Schweiz nur ein Volk.“ Also fühlte sich Drelli nicht bloß für seine Person als Deutscher, sondern glaubte auch durch dies öffentliche Bekenntnis seinem Buch ein empfehlendes Geleitwort zu geben.

In den siebziger Jahren hörte ich einen andern, wegen seiner scharfen Zunge gefürchteten, Züricher sagen: „Ja, sehen Sie, daß wir Schweizer Deutsche sind,

*) J. K. Lavaters ausgewählte Schriften. Herausgegeben von J. K. Drelli, Zürich 1841. Vorwort S. 5.

das ist ein — — Staatsgeheimnis, das jeder kennt, und wer es ausspricht, ist — — ein Landesverräter.“

Im Jahre 1902 hielt ein Berner Professor, namens Better, in Nürnberg bei der Jubelfeier des germanischen Museums eine Rede, in der er sich ganz wie Drelli äußerte und ausdrücklich erklärte, daß die Schweiz in geistiger Beziehung eine deutsche Provinz sei. Diese Rede weckte in der Schweiz einen recht übelklingenden Widerhall. Zuerst erfolgte ein heftiger Angriff auf Better in der welschen Presse, dann eine Katzenmusik von etwa hundert Berner Studenten, meist Welschen, darauf allgemeine Haß auf Better in den meisten Schweizer Zeitungen, ferner „Bedauern“ der Rede Better's durch die Berner Professorenschaft und schließlich Rücktrittsgesuch Better's vom Lehramt. Dann legte sich der Sturm, die Regierung nahm den Rücktritt nicht an, und wenigstens ein Teil der deutschschweizerischen Presse fand nachträglich, daß Better eigentlich nichts anderes gesagt habe als Gottfried Keller und andere Schweizer ersten Ranges auch.

Während dieses Better-Krieges erzählte ein Züricher Student seinen Tischgenossen den obenerwähnten Scherz vom Staatsgeheimnis; die einen lachten, andere machten sauerfüße Gesichter, aber einer schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Und das ist auch Landesverrat!“

Diese kleinen Stimmungsbilder mögen dem Leser zeigen, daß die Zugehörigkeit der Deutschschweizer zum deutschen Volke in der Zeit vor 1848 noch ungestraft erwähnt werden durfte, daß sie aber in der neueren Zeit bestritten, ja als eine Gefahr für den Staat geradezu leidenschaftlich bekämpft wird. Um diese Leidenschaftlichkeit zu verstehen, muß man sich daran erinnern, daß es zahlreiche und geistig hochstehende Schweizer gibt, die sich mit dem Bestehen eines unabhängigen freien Schweizerstaates nicht begnügen, sondern eine „schweizerische Nation“ behaupten bzw. schaffen wollen. Dieses Hochziel ist natürlich nicht erreicht, überhaupt nicht erreichbar, solange sich die Deutschschweizer als Deutsche, die Welschen als Franzosen, die Tessiner als Italiener fühlen. Sehen wir uns die Sache etwas näher an, und zwar zunächst mit den Augen eines schweizerischen Schriftstellers, Dr. jur. Max Jäger*), Gesandtschaftsrat in Rom.

Als gründlicher Deutschschweizer beginnt Jäger mit einer eingehenden Untersuchung des Begriffs „Nation“. Er kommt zu dem Ergebnis, daß dies Wort von verschiedenen Völkern verschieden ausgelegt wird, ja daß es bei ein und demselben Volke, z. B. dem reichsdeutschen, im Laufe der Jahre seine Bedeutung geändert habe. Während Drelli, Better und viele andere Schweizer offenbar der Meinung waren, daß Gemeinsamkeit der Sprache und des Blutes die wichtigsten Eigenschaften einer „Nation“ sind, kommt Jäger zu dem Schluß, daß die eigentliche Kerneigenschaft einer „Nation“ in dem Bewußtsein einer völkischen Eigenart und Kultur bestehe, und in dem Willen, diese eigene Kultur zu wahren und weiter zu entwickeln. Diese beiden wesentlichsten Eigenschaften,

*) Die Frage einer schweizerischen Nation. Bern 1909.

Bewußtsein und Willen, besäßen die Schweizer im höchsten Maße, und deshalb bildeten sie nicht bloß einen Staat, sondern eine wirkliche „Nation“. Die Verschiedenheit der Sprache sei dabei kein Hindernis, weil es unter den gebildeten Schweizern und Schweizerinnen nur wenige gebe, die nicht deutsch und französisch sprächen. Aber wenn es nach Jäger auch jetzt schon eine schweizerische „Nation“ gibt, so genügt das bis jetzt Erreichte noch nicht. Der Wille zum Nationwerden müsse und werde den jetzigen schweizerischen Bundesstaat in einen Einheitsstaat umwandeln und die Schweizer mehr und mehr zu Leuten machen, die sich in ihrer Erscheinung und ihrem Wesen deutlich von ihren bisherigen Stammesgenossen als etwas Besonderes, Eigenartiges abheben.

Es soll hier nicht untersucht werden, ob die Ausführungen Jägers sich völlig mit den Tatsachen decken. Eine derartige Untersuchung in einer reichsdeutschen Zeitschrift würde wahrscheinlich als eine Fehde gegen schweizerische Hochziele oder gar als ausländische Einmischung in schweizerische Angelegenheiten empfunden bzw. mißdeutet werden. Wir wollen diese Frage lieber die Schweizer unter sich ausmachen lassen. Und tatsächlich geschieht das ja auch. Erst vor wenigen Wochen ist ein Aufsatz eines Schweizers*) erschienen, der zwar den Dr. Jäger nicht nennt, und sich nicht geradezu mit dessen Gedankengang befaßt, aber ihm mittelbar widerspricht; denn der Verfasser kommt zu dem Schlusse, daß der Deutschschweizer ein echter Deutscher ist und es zu bleiben gedenkt.

Auch gibt es seit fünf Jahren einen „Deutsch-schweizerischen Sprachverein“, der ausschließlich aus Schweizer Bürgern besteht und Namen besten Klanges unter seinen Mitgliedern zählt. Dieser Verein „will Liebe und Verständnis für die deutsche Muttersprache wecken, das im Sprachgefühl schlummernde Volksbewußtsein kräftigen und der deutschen Sprache auf schweizerischem Boden zu ihrem Rechte verhelfen“.

Endlich will ich zum Beweis, daß es auch heute noch kerndeutsch fühlende Schweizer gibt, einen Teil eines Briefes abdrucken, in dem ein Züricher einem zweiten sein Herz ausgeschüttet hat:

„... und in den Straßen Zürichs prangen fremde Anschläge und Aufschriften in solcher Menge, daß sie uns vergessen lassen, wo wir wandeln. In Basel ist es fast noch schlimmer. Ja, es gibt Leute, wie z. B. den Milchschokoladen-Peter in Bivis, ein Deutschschweizer mit deutschen Angestellten, der die deutsche Schweiz jetzt schon als französisches Sprachgebiet betrachtet und sich sogar in den kleinsten schweizerischen Dörfern bis an den Bodensee allüberall rein französischer Empfehlungen bedient.“

Und einige Sätze weiter heißt es:

„Die neuerstandenen Gasthöfe „Grand Hôtel“ und „Baur en ville“, „Eden au lac“ u. a., die zu fünf Sechstel von Deutschen besucht sind, vermeiden geradezu ängstlich jede deutsche Bezeichnung außen und innen, wie ja bekanntlich auch das geschmackvolle „concierge“ eine Schöpfung neueren Unfuges bildet.“

Wir wollen in diesen Streit der Wünsche und Meinungen keinen Spieß tragen, sondern uns auf bloße Berichterstattung beschränken. Dagegen darf es

*) „Sind wir Deutsche?“ von Pfarrer E. Blocher in „Wissen und Leben“, Zürich, 15. Januar 1909.

auch der empfindlichste Schweizer uns Reichsdeutschen nicht übelnehmen, wenn wir die Frage unter die Lupe nehmen, ob die Weiterentwicklung des schweizerischen Staates zu einer „Nation“ für uns wünschenswert erscheint oder nicht, und im letzteren Falle, ob wir Mittel haben, die „Nations“werdung der Schweiz zu verhindern.

Das deutsche Volk ist ein Kulturvolk ersten Ranges. Diesen Rang zu behaupten wird für uns um so leichter sein, je größer unsere Zahl ist. Die Höchstleistungen in Kunst und Wissenschaft, die staatsmännische Begabung eines Bismarck, die Leistungen eines Zeppelin, alles das kommt so selten vor, daß ein Volk, auch ein begabtes Volk, über eine sehr große Zahl von Menschen verfügen muß, wenn seine Leistungen für die Menschheit ihm den Ehrenplatz eines führenden Volkes sichern sollen. Eine Ausnahme von dieser Regel machten wohl nur die alten Griechen. Die Bevölkerung Griechenlands war gewiß nicht so zahlreich wie die heutige der Schweiz, und doch hat diese Handvoll Menschen eine geradezu erstaunliche Fülle von Geistern allerersten Ranges hervorgebracht. Freilich, das hochausflodernde Feuer ist sehr bald wieder in sich zusammengesunken und dann ganz erloschen. So fabelhaft begabt nun wie die Griechen zur Zeit des Plato und Aeschylus, des Phidias und Praxiteles sind wir Deutsche leider nicht. Deshalb kann es uns nur mit Schmerz und Besorgnis erfüllen, wenn ein Teil unseres Volkes sich von der deutschen Geisteswelt ablösen will, um in Zukunft nicht mehr wie bisher seine Gottfried Keller und Böcklin, seine Johannes Müller, Albrecht von Haller, Pestalozzi und Lavater unter die Erschaffer der deutschen Kultur einzureihen, sondern sie als Erzeuger einer anderen, einer schweizerischen Kultur zu verwenden.

Was wir Deutsche in Europa und in der ganzen Welt zu bedeuten haben, hängt aber nicht bloß von der Schöpferkraft unserer Denker, Dichter, Forscher und Erfinder ab, sondern auch von der Menschenzahl, die unsere Sprache spricht. Das auszuführen, wird wohl kaum nötig sein. Wenn ein Schriftsteller in deutscher Sprache ein gutes Buch schreibt, so hat er Leser, soweit die deutsche Zunge klingt; sein Wirkungskreis wächst und schrumpft genau so wie das deutsche Sprachgebiet. Ferner, der Handel folgt nicht bloß der Flagge, sondern vor allem der Sprache; hier in der mehrsprachigen Schweiz ist das mit Händen zu greifen. Die Verbreitung unserer Sprache bedeutet also Verbreitung unseres Einflusses und Mehrung unseres Reichturns, d. h. unserer Macht. Wenn wir das berücksichtigen, so enthüllt sich uns ein weiterer Grund, die Loslösung der Deutschschweizer von dem geistigen Deutschland zu bedauern, denn diese Ablösung, die Entstehung einer schweizerischen „Nation“, könnte sich nur auf Kosten der deutschen Sprache vollziehen.

Um dies klar zu machen, müssen wir etwas weiter ausholen. Die Bevölkerung der Schweiz besteht bekanntlich aus 71 Prozent Deutschen, aus 23 Prozent Franzosen und aus etwa 6 Prozent Italienern, Ladinern und Romanschen. Die Deutschen haben die Schweiz geschaffen und man kann wohl

sagen, auch heute noch „sind sie die Schweiz“. Man hat dies so recht deutlich gesehen, als vor drei Jahren das Schweizervolk über ein neues Wehrgesetz abzustimmen hatte; die deutschen Kantone stimmten in der Hauptsache dafür, die welschen dagegen. Der Deutschschweizer ist eben bereit, Opfer für sein Land zu bringen, Zeit, Geld, Arbeit, wenn's verlangt wird, auch seine deutsche Sprache. Und es wird verlangt, wenigstens scheint es ihm so. Die französischen Schweizer hängen nicht ganz so fest an dem schweizerischen Staat wie ihre deutschen Eidgenossen; dafür hängen sie aber viel fester an ihrer französischen Sprache als die Deutschschweizer an der deutschen, eine Tatsache, der man nicht bloß bei Deutschschweizern und Welschschweizern, sondern bei Deutschen und Franzosen überhaupt begegnet. Die Folge ist, daß die Welschen alle Augenblicke Grund zu haben glauben, sich über Benachteiligung ihrer Sprache oder ihrer Stellensucher zu beklagen; und da die Deutschschweizer unter allen Umständen einen Sprachenstreit vermeiden wollen, so beeilen sie sich dann, die Wünsche ihrer welschen Eidgenossen zu erfüllen.

Ob jemals eine der welschen Klagen gerechtfertigt gewesen ist, vermag ich nicht zu sagen. Aber daß im großen und ganzen die französische Sprache in der Schweiz nicht nur nicht benachteiligt wird, sondern sogar eine Vorzugsstellung genießt, das kann einem Menschen, der mit offenem Auge durch das Land geht, gar nicht verborgen bleiben. Schon der äußere Anstrich des Landes, die Inschriften der Post und Eisenbahnen und die Ladenschilder zeigen die französische Schweiz als einsprachiges, die deutsche als zweisprachiges Land. Und diese Zweisprachigkeit der deutschen Schweiz scheint langsam, aber stetig zuzunehmen. Übrigens hat ein französischer Schweizer, Prof. Seippel aus Genf (jetzt in Zürich), selber dies Urteil gefällt*). Wenigstens gibt er ausdrücklich zu, daß die französische Sprache sich in einer „bevorzugten“ Stellung befinde und er läßt zwischen den Zeilen lesen, daß es unklug von den Welschen gehandelt wäre, wenn sie einen Sprachenkampf herbeiführten; denn der müsse ja zu einer genauen Abwägung und zu wirklich gleicher Behandlung der beiden Sprachen führen, und dabei würde dann die französische die Leidtragende sein.

Vielleicht ist es aber noch überzeugender, wenn ich statt dieses oder jenes Urteiles einige Tatsachen erzähle und den Leser dann selber seine Schlüsse daraus ziehen lasse.

In Neuenburg erscheint, natürlich in französischer Sprache, ein Tagesanzeiger. Da kam der Besitzer auf den Einfall, den Kopf der Zeitung in beiden Sprachen drucken zu lassen, aus Rücksicht auf die Deutschen Neuenburgs, die beinahe ein Viertel der Gesamtbevölkerung ausmachen. Nun, das war doch offenbare „Germanisation“ der Westschweiz! Also wurde ein Straßenauflauf veranstaltet, dem Tagesanzeiger wurden die Fenster eingeworfen und von Stund an war der Kopf der Zeitung wieder rein französisch.

*) „Journal de Genève“, 19. und 25. Januar 1908.

Im Jahre 1905 tagte in Lüttich, und drei Jahre später in Arel ein Verein für Kultur und Ausbreitung der französischen Sprache. Schon die Wahl des zweiten Ortes (Arel ist eine Stadt in dem deutschen Zipfel Belgiens) zeigte deutlich, daß es sich um einen Kampfverein, und zwar um den Kampf gegen die deutsche Sprache handelte. Trotzdem ließ sich der schweizerische Bundesrat auf diesen beiden Versammlungen durch je zwei Sendboten amtlich vertreten. Nebenbei bemerkt war einer dieser Sendboten ein Herr Bouvier aus Genf, der nicht lange zuvor von dem König von Preußen mit einem Orden bedacht worden war. Die Beschickung dieser beiden Versammlungen war dem Deutsch-schweizerischen Sprachverein denn doch zu stark. Er besprach das Vorkommnis in seinem Jahresbericht und bewirkte hierdurch, daß dem Bundesrat die Unbilligkeit seines Verfahrens in öffentlicher Sitzung des Nationalrats klar gemacht wurde.

Noch stärker als der Unterschied zwischen Deutschen und Franzosen ist der Unterschied zwischen Deutschschweizern und Tessinern. Kommen schon unter den französischen Schweizern einzelne Querköpfe*) vor, die einer Loslösung Genfs von der Schweiz das Wort reden, so ist unter den Tessinern eine gegen-schweizerische Strömung bereits so stark, daß Herr Perucchi, der Vorsitz der Großen Rates, vor wenigen Monaten in offener Versammlung die Äußerung tun konnte, unter solchen Umständen müsse man sich die Frage vorlegen, ob es überhaupt noch der Mühe wert sei, bei der Schweiz zu bleiben.

Und diese Umstände waren? Daß ein tessinisches Forstgesetz von der Eidgenossenschaft beanstandet worden war, weil es gegen bestehende eidgenössische Vorschriften verstieß; und daß ein Brief verlesen worden war, den eine eidgenössische Behörde in Bern an eine kantonale des Tessin in französischer Sprache geschrieben hatte.

Kehren wir zu dem obigen Satze zurück, eine schweizerische „Nation“ könne sich nur auf Kosten der deutschen Sprache entwickeln. Es gibt Deutschschweizer, die ihre, die deutsche Sprache, opfern würden, um sich von ihren Volksgenossen nördlich des Rheins möglichst stark zu unterscheiden, was ja zum Nationwerden nötig ist. Sie betonen daher ihre Mundart und lehnen das Schriftdeutsch möglichst ab. So kam es im Jahre 1909 bei einem Fachkursus für schweizerische Lehrer vor, daß die Welschen baten, man möge in Hochdeutsch, nicht in Mundart verhandeln, da es ihnen dann leichter sei, den Vorträgen zu folgen. Aber die Deutschschweizer sagten Nein! Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei ausdrücklich hervorgehoben, daß diese starke Abneigung gegen Hochdeutsch, oder wie Jäger sagt „Reichsdeutsch“, nicht überall gleich stark hervortritt. In der Ostschweiz ist Hochdeutsch sogar ganz allgemein die Sprache der öffentlichen Vorträge und Verhandlungen. Desgleichen spricht man in Basel in den Vereinen und bei amtlichen Verhandlungen hochdeutsch. Und nur in Bern wird im großen Rat sowohl wie vor Gericht, desgleichen

*) Cingria-Vaneyre. Dialogues de la maison du Rouet. Jullien, Genf 1909.

natürlich auch bei sonstigen öffentlichen Versammlungen, in Mundart verhandelt. Dort werden wohl auch hauptsächlich die Deutschschweizer zu suchen sein, von denen man sich erzählt, daß sie in Fällen, wo die Mundart nicht anwendbar ist, zum Französischen ihre Zuflucht nehmen, um nur ja nicht hochdeutsch sprechen zu müssen.

Während also bei den Deutschschweizern der Wunsch nach sprachlicher Abtrennung vom deutschen Mutterboden stark vertreten ist, stehen die Welschen ganz genau auf dem entgegengesetzten Standpunkte. In der welschen Schweiz ist nämlich längst die Losung ausgegeben worden: „Fort mit der Mundart“ („Mort au patois“). Und dieser Losung wird von Schulen und Behörden so allgemein nachgelebt, daß in absehbarer Zeit die französischen Mundarten der Westschweiz verschwinden müssen, also die sprachliche Verschmelzung der welschen Schweiz mit Frankreich eine vollendete Tatsache sein wird. Dazu kommt, daß die Welschen, die sich im deutschen Sprachgebiet niederlassen, z. B. die französischen Uhrmacher in Biel, für ihre Kinder französische Schulen fordern und auch ohne jede Schwierigkeit bekommen; während die Deutschschweizer, die sich in Neuenburg oder im Berner Jura ankaufen, artige Kinder sind, die nichts verlangen und daher auch nichts bekommen. Ihre Nachkommen werden durch die Schulen verwelscht, gehen also dem Deutschtum verloren; sie machen für die Welschen wieder gut, was deren kleinere Geburtenziffer schadet. Wer die Augen nicht absichtlich schließt, muß also sehen, daß trotz der stärkeren Volksvermehrung in der deutschen Schweiz eine zunehmende Verwelschung tatsächlich bereits im Gange ist. Ein französischer Schweizer drückte das einst so aus: In hundert Jahren wird die ganze Schweiz von Deutschen bewohnt sein, aber — — von französisch sprechenden. Die Bemerkung ist ja bezüglich der Zeitangabe sicher eine Untertreibung, sonst aber trifft sie den Nagel auf den Kopf.

Kommen wir endlich zu der Frage, was können wir tun, um die Loslösung der deutschen Schweiz vom deutschen Volkskörper zu verhindern? Die Beantwortung dieser Frage ergibt sich wohl am einfachsten aus dem Hinweis auf das, was die deutsche Schweiz bis jetzt bei uns festgehalten hat. Da sind in allererster Linie Goethe und Schiller zu nennen. Solange die Schweizer klopfenden Herzens die herrlichen Gestalten des Wilhelm Tell bewundern und die Ereignisse des Dramas miterleben, als ob sie lebende Wirklichkeit wären, solange wird auch das Band zwischen der deutschen Schweiz und Deutschland nicht ganz zerreißen. Und solange die Gottfried Keller, die Jeremias Gotthelf, die Konrad Ferdinand Meyer zuerst in Deutschland Verständnis für ihre Werke, dort zuerst einen Klangboden für die feinsten Töne ihres urdeutschen Geisteslebens finden, solange wird es auch nicht an hervorragenden Schweizern fehlen, die sich ihrer Zugehörigkeit zum deutschen Volksganzen bewußt sind und sich dessen freuen.

Aber nicht bloß die Geister ersten Ranges, nein, auch Leute von ganz bescheidenen Leistungen kommen hier in Betracht. Ein Beispiel möge das erklären. In Bern war eine Stelle ausgeschrieben. Es meldeten sich sechsundzwanzig

Bewerber. Die beratende Behörde suchte die zwei geeignetsten heraus und nannte sie der Regierung; der eine war Schweizer, der andere ein seit fünfzehn Jahren in der Schweiz ansässiger Reichsdeutscher. Die Wahl der Regierung fiel auf den Schweizer. Nun will ich nicht einmal behaupten, daß die wissenschaftlichen Verdienste des Reichsdeutschen größer gewesen wären als die des Schweizer. Aber das will ich behaupten, daß, wenn sie es auch gewesen wären, die Regierung den Reichsdeutschen doch nicht angestellt hätte. Denn die öffentliche Meinung hatte schon vor den Bewerbungen, sofort beim Freiwerden der Stelle „Vorpahl geschlagen“, indem sie, in Gestalt einer Ärztegesellschaft, den Beschluß gefaßt und in die Öffentlichkeit gebracht hatte, die Stelle dürfe nur mit einem Schweizer besetzt werden. Wenn die Herren eine schweizerische „Ration“ erstreben, dann haben sie vollkommen sachgemäß gehandelt. Wenn wir Reichsdeutsche die Deutschschweizer bei unserem Volke festhalten wollen, dann müssen wir bei ähnlichen Gelegenheiten gerade umgekehrt verfahren. Alle durch Fähigkeiten und Leistungen hervorragenden Deutschschweizer sollten wir „entdecken“ und nach Deutschland berufen, selbst auf die Gefahr hin, daß sich einmal ein Reichsdeutscher gekränkt und übergangen fühlte und gezwungen wäre, nun in der deutschen Schweiz einen Wirkungskreis zu suchen.

Leider scheint man bei uns neuerdings nicht mehr in diesem Sinne zu verfahren, sondern im Gegenteil den entstehenden Graben zwischen der Schweiz und dem Reich noch vertiefen zu wollen. Noch zu meiner Studentenzzeit durften wir Reichsdeutschen auf den drei deutschen Hochschulen der Schweiz nach Belieben studieren, d. h. bei den Prüfungen wurden die in Bern, Zürich oder Basel zugebrachten Halbjahre uns ebenso angerechnet wie die im Reiche verbrachten; das ist jetzt anders. Jetzt „darf ausnahmsweise“ (!) die Studienzzeit an einer ausländischen Hochschule „ganz oder teilweise angerechnet werden“. Früher konnte ein Reichsdeutscher in der Schweiz die ärztliche Staatsprüfung machen auf Grund einer reichsdeutschen Vorprüfung (Tentamen physicum) und der reichsdeutschen Reifeprüfung. Jetzt ist das anders. Jetzt werden von den Schweizer Behörden die im Reich abgelegten Prüfungen einfach als Luft behandelt. Als ich über diese sachlich doch sicher recht unbegründete Neuerung einmal eine mißbilligende Äußerung tat, erfuhr ich, daß diese Maßregel nur eine Wiedervergeltung von Seiten der Schweiz sei, daß das Reich mit dieser Art von Schutzzoll den Anfang gemacht habe.

Die Hochschulen des Reiches sind vielfach überfüllt. Um den Landeskindern nicht durch Ausländer die Plätze wegnehmen zu lassen, ist mancherorts die Einrichtung getroffen worden, daß der Ausländer erst einige Wochen nach Beginn der Vorlesungen belegen darf, was an Platz noch übrig ist. Die Maßregel ist durchaus vernünftig. Nur sollte sie dahin abgeändert werden, daß Deutschschweizer (und selbstverständlich Deutschösterreicher auch) wie Inländer zu behandeln seien, und zwar ganz gleichgültig, ob die Schweiz Gegenrecht übt oder nicht. Gewiß, eine solche Bestimmung würde dem in Rechtsgelährtheit

getränkten Verstand unserer Beamten eine schwere Nuß zu knacken geben. Aber sie haben es ja doch zuweilen fertig gebracht, fünf gerade sein zu lassen zuungunsten des Deutschtums. Sollte ihnen da das Kunststück nicht auch einmal zugunsten unseres Volkstums gelingen?

Aber freilich, man muß Verständnis für die ganze Angelegenheit haben. Und wie gering dies Verständnis selbst in Kreisen ist, die es angeht, das mag folgendes Beispiel lehren. Im Winter 1895 auf 1896 besprach die „Neue Züricher Zeitung“ die fünfundzwanzigste Auflage von Robert Königs Deutscher Literaturgeschichte und beschwerte sich darüber, daß auch dieses Werk die Literatur der deutschen Schweiz nicht mehr berücksichtige. „Wir haben,“ so sagte die „N. Z. Z.“, „angefichts der wahrhaft großartigen Bücher- und Zeitschrifteneinfuhr aus Deutschland das Recht, zu verlangen, daß man unser deutsches Stammesleben gerade so gut würdige wie das irgendeines politisch deutschen Landesteiles.“

Wohl ebenso wichtig, wie das Zusammenhalten in wissenschaftlichen Dingen und im Schrifttum überhaupt, wäre ein freundliches Verhältnis zur Schweiz auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik. Sind die Wirkungen hier vielleicht weniger tief und dauernd, so sind sie dafür um so stärker durch die große Zahl der unmittelbar Beteiligten. Wir müssen es einer berufeneren Feder überlassen zu entscheiden, ob in dem Mehlstreit und neuerdings im Weinstreit das Deutsche Reich zu seinem wahren Vorteil gehandelt hat. Aber das darf doch auch ein Nichtkaufmann sagen, daß das Reich und die Schweiz jetzt nach dem Grundsatz verfahren: Haugt du meine Müller, hau' ich deine Wurstler, von Gotha und Göttingen, und daß diese gegenseitigen zöllnerischen Nadelstiche für das Gefühl völkischer Zusammengehörigkeit ein sehr unzweckmäßiger Ausdruck sind.

Endlich ist noch ein dritter Umstand zu besprechen, der nicht Sache der Behörden oder gar der Reichsregierung, sondern so recht eigentlich Sache des deutschen Volkes, mindestens einer breiten Schicht des deutschen Volkes ist.

Jahraus jahrein flutet ein ganzer Strom von Reichsdeutschen in die Schweiz, früher nur im Sommer, neuerdings, seit das Schneeschuhlaufen und Schlitteln üblich geworden, auch im Winter. Man sollte meinen, dieses Heer von Reichsdeutschen würde das Deutschtum der Schweizer stützen und stärken. Leider ist das durchaus nicht der Fall. Im Gegenteil, zu unserer tiefsten Beschämung, aber der Wahrheit zur Ehre, müssen wir es aussprechen, die reichsdeutschen Sommer- und Winterfrischler tragen geradezu dazu bei, der deutschen Schweiz ein welsches Gepräge zu geben. Die Reichsdeutschen, die sich eine Schweizerreise leisten können, gehören nämlich meistens zu den ausgesprochenen „Bildungschwindlern“, d. h. zu den Leuten, die ihre Bildung danach abschätzen, wie geläufig sie ihre Gedanken und Wünsche in einer oder womöglich in mehreren fremden Sprachen ausdrücken können. Wenn diese guten Leute in Zürich oder Bern französisch angeredet werden, eine französische Speisekarte oder Rechnung vorgelegt bekommen, so regt sich in ihnen nicht deutsche Galle ob der Zurücksetzung ihrer Sprache, sondern ein Lächeln befriedigter Eitelkeit huscht über ihr

Gesicht: hat doch der Kellner oder Beamte ihnen ihre „Bildung“ angesehen und sie als Menschen der höheren Gattung behandelt. Ich habe waschechte Schweizer bitter darüber spotten hören, daß die Reichsdeutschen schon auf dem Baseler Bahnhof anfangen, ihre französischen Sprachkenntnisse auszukuramen; daß die Reichsdeutschen mit tödlicher Regelmäßigkeit von Neuchâtel, Bevev, Delemont und Sion sprächen, statt wie sie, die Deutschschweizer, von Neuenburg, Vivis, Delsberg und Sitten; daß die Reichsdeutschen in der Schweiz stets in Francs und Centimes rechneten, statt in Franken und Rappen. Ja sogar Reichsdeutsche, die keine Schweizerreise machen, beteiligen sich oft genug an diesem Krieg gegen das schweizerische Deutschtum durch Versendung von französischen Anpreisungen und Geschäftspapieren in die deutsche Schweiz (!).

Der altelsässische Pfarrer Spießer*), derselbe, der das Kernwort vom „Bildungsschwindel“ geprägt hat, sagt uns Altdeutschen die bittere Wahrheit, daß wir selber die allerwirkungsvollsten Bewelscher des Elsasses seien, weil wir, von den Statthaltern bis hinunter zu den Landjägern (amtlich „Gendarmen“), bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit unsere eigene Sprache hinter der französischen zurücksetzen. Wenn die Altdeutschen selber so ungeheuren Wert darauf legen, „ein gutes Französisch“ zu sprechen, wenn sie dem Französischen auf den Mittelschulen und im Prüfungswesen eine Vorzugsstellung einräumen, die das Deutsche in Frankreich selbstverständlich niemals gehabt hat oder haben wird, dann müssen doch, so urteilt der Elsäffer, die Franzosen recht haben mit ihrer Behauptung von der Minderwertigkeit alles Deutschen.

Jeder Reichsdeutsche sollte es sich zur Pflicht machen, in der Schweiz kein französisches Wort zu sprechen, solange er mit Deutsch durchkommen kann. In der deutschen Schweiz versteht sich die Möglichkeit von selbst. Aber selbst in der französischen Schweiz ist Deutsch durchaus gangbare Münze. Nicht als ob die Welschen so oft, so gern und so gut Deutsch lernten wie der Deutschschweizer Französisch. Das ist ganz und gar nicht der Fall. Aber wohl auf jedem Bahnhof, in jedem Postamt, namentlich aber in jedem Gasthof der welschen Schweiz wird man Angestellte finden, die sehr gut Deutsch können, weil sie vom Eigentümer bis zum Hausknecht Deutschschweizer oder Reichsdeutsche sind**).

In meinem Vorschlage, grundsätzlich nur deutsch zu sprechen, liegt für die Schweizer, selbst für die Welschen nicht die geringste Kränkung. Ja, man kann sogar ganz ruhig deutsche Rechnungen und Speisekarten, mindestens in der deutschen Schweiz, verlangen, am wirksamsten mit Berufung auf Unkenntnis des Französischen. Nur darf man nicht tadeln und am allerwenigsten schnauzen.

*) „Elsäß-Lothringen als Bundesstaat.“ Berlin 1908.

**) Aber wie sollen es denn diejenigen machen, die gerade um Französisch zu lernen für einige Zeit in der (französischen) Schweiz Aufenthalt nehmen? Einer meiner Söhne befand sich in dieser Lage. Ich gab ihm folgende Begleitung mit: Auf der Hin- und Rückreise zu Rad, wo du mit immer neuen Menschen in Berührung kommst, sprichst du deutsch, nur deutsch; sobald du in Prilly, dem Aufenthaltsort, angekommen bist, wo du es immer mit den nämlichen Leuten zu tun hast, sprichst du französisch.